Festrede

zu der

von der Stadt Heidelberg

veranstalteten

hundertjährigen Gedenkfeier

des

Geburtstags Kaiser Wilhelms I.

am 22. März 1897

von

Dr. Dietrich Schäfer

Professor der Geschichte.

Heidelberg.

Universitäts-Buchdruckerei von J. Hörning.

1897.

Festrede

zu der

von der Stadt Heidelberg

veranstalteten

hundertjährigen Gedenkfeier

des

Geburtstags Kaiser Wilhelms I.

am 22. März 1897

von

Dr. Dietrich Schäfer

Professor der Geschichte.

Heidelberg.

Universitäts-Buchdruckerei von J. Hörning.

1897.

Hochverehrte Festgenossen, Mitbürger, Landsleute!

Uns allen, jung oder alt, die wir hier versammelt sind, die hundertste Wiederkehr des Geburtstags Kaiser Wilhelms I. festlich zu begehen, war der Gefeierte noch Zeitgenosse. Indem wir dieser Thatsache gedenken, bringen wir uns zum Bewußtsein, daß es sich um Ungewöhnliches handelt, um Hergänge, in deren Betrachtung wir allen Anlaß haben, dankenden und demütigen Herzens uns Gottes gnädiger Führung zu erinnern. In einem Alter, das wenigen unserer früheren Herrscher beschieden war, bestieg Wilhelm I. den ererbten Thron, um dann noch fast drei Jahrzehnte Preußens und Deutschlands Geschicke zu lenken und Staat und Reich zu einer Macht und Blüte emporzuheben, wie sie die Vorzeit nicht gesehen. Seine glänzendsten Erfolge errang er in einem Alter, das nach dem Wort des Psalmisten der äußersten Grenze menschlichen Erdendaseins nahe liegt. Daß dieses Leben im Sinne des Psalmisten köstlich gewesen, darüber kann nur eine Meinung sein.

Inmitten des Erdteils seßhaft, nach allen Seiten offen wie keine andere Nation zu friedlichem wie feindlichem Austausch hat unser deutsches Volk eine Geschichte hinter sich, der an Wechsel von Freud und Leid, von Aufschwung und Verfall, von Größe und Elend keine andere gleichkommt auf dem weiten Erdenrund. Als vor einem Jahrtausend die nationalen Gebilde des christlichen Abendlandes sich aussonderten aus der fränkischen Gesamtmonarchie, da war es den deutschen Stämmen durch die Gunst der Umstände zuerst beschieden, sich zu einem kräftigeren Staatswesen zusammenzuschließen. Ihre Herrscher schaarten sie um die Idee des römi-

schen Kaisertums und erhoben dadurch zugleich Deutschland zur Vormacht Europas und ihr Königtum im Innern zu größerer Machtfülle, als sie gleichzeitig anderen Regenten des Abendlandes zu Gebote stand. Aber der Vorsprung konnte nur gewonnen werden durch ein enges Verhältnis zur Kirche, das bei der mittelalterlichen Auffassung vom theokratischen Charakter alles staatlichen Lebens fast naturnotwendig mit einem unlösbaren Konflikte enden mußte. Das unter des Kaisers Schutz erstarkte Papsttum dehnte seine Ansprüche auf Stellvertretung Gottes auch auf das weltliche Gebiet aus. Es vermochte sein Ziel nicht zu erreichen, aber es vermochte das Kaisertum zu zertrümmern und unter den Trümmern auch das deutsche Königtum zu begraben. In den Jahrhunderten des ausgehenden Mittelalters, wo die großen Völker des Westens sich zu einheitlichen nationalen Staaten mit starker, erblicher Königsgewalt zusammenschlossen, zerfiel die europäische Mitte in Brocken und Splitter, die der Name des Reiches nur noch notdürftig zusammenhielt.

Die Reformation förderte den Zersetzungsprozeß. Ein unseliges Gewirr politischer und konfessioneller Streitfragen rief die Fremden von allen Seiten auf den Boden desselben Reiches, das durch ein halbes Jahrtausend wohl seine Banner über alle Grenzen wallen, äußerst selten aber den Feind bei sich hatte einbrechen sehen. Als der westfälische Friede geschlossen war, stand es mit dem deutschen Staate zwischen Leben und Sterben. Ueber ein Volk, das an Thatkraft und Unternehmungslust seines Gleichen nicht gesehen, konnte Leibnitz das harte Urteil fällen: „Der deutschen Nation ist als einzige Begabung der Fleiß geblieben“.

Und doch sollte der zerzauste, fast entwurzelte Baum neue Schößlinge treiben, grünen und blühen. Trotz allem war ein Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit erhalten geblieben, das seine Wurzeln von den Vogesen bis zu den Karpathen und vom Niederrhein bis an die kurischen und livischen Küsten verzweigte. Einst war durch die alldeutsche Kaiserpolitik den durch Sprache und Recht geschiedenen Stämmen der gemeinsame Volksname der Deutschen

zugewachsen; im Gefolge der Reformation hatte sich die einheitliche Schriftsprache herausgebildet. Jetzt, im Jahrhundert nach Leibnitz, machte sich der deutsche Geist den Reichtum antiker Bildung in einem Umfange und mit einem Verständnis zu eigen, die beispiellos dastehen in der Geschichte abendländischer Geistesentwickelung. Wir wurden das Volk der Dichter und Denker, zum Staunen Europas, das uns eben noch mühsam in fremden Zungen hatte lallen hören. Unsere geistige Kultur stand wieder ebenbürtig neben der unserer reicheren Nachbarn; um den vollen Platz neben ihnen einzunehmen, fehlte uns nur noch der nationale Staat.

Die schwere Demütigung der napoleonischen Jahre legte gleichsam den Finger in die Wunde. Sie machte es auch dem Blödesten klar, was der Mangel nationaler Einheit für die Mitte des Erdteils bedeute. Als das Joch der Fremden abgeworfen war, erschien nichts dringender als hier zu helfen und zu bessern. Aber wie hätte ein Volk, das seit Jahrhunderten entwöhnt war, in seinen öffentlichen Angelegenheiten mitzureden, in wenigen Monaten einen Einfluß gewinnen wollen auf die Gestaltung seiner politischen Geschicke. So wurde die Lebensfrage deutscher Nation eine diplomatische Aufgabe der Kabinette und fand eine entsprechende Beantwortung. An die Stelle des Reiches, das ein Hohn auf seinen Namen gewesen war, trat der Bund, zu verdecken, daß nichts geschehen.

Aber der in den Freiheitskriegen emporgeloderte Geist ließ sich nicht mehr bannen durch Preßgesetze und Studentenüberwachung. Dem mächtig erregten Forschungs- und Gestaltungstrieb der klassischen wie der romantischen Bewegung war der geschichtliche und dichterische Reichtum des deutschen Mittelalters nicht verborgen geblieben. Während unter dem Einfluß der konstitutionellen Idee, welche die französische Revolution auf dem Kontinente eingebürgert hatte, lauter und lauter der Ruf nach Verfassungen, nach Teilnahme am politischen Leben ertönte, erscholl aus den Kreisen, die sich an der Größe der Vorzeit begeisterten, immer stärker und vernehmbarer die Losung: Kaiser und Reich. Und wenn auch ver-

einzelt so häßliche Mißtöne dazwischen klangen wie Börnes verbissene Aeußerung: „Es giebt nichts Lächerlicheres als volkstümliche Gefühle, es ist nichts kindischer als Vaterlandsliebe“, so fand der gesunde Sinn der erdrückenden Mehrzahl doch den richtigen Weg, daß Freiheit nur in der Einheit zu erringen sei, gesundes politisches Leben nur im monarchischen deutschen Staat. Das Frankfurter Parlament war beherrscht von diesen Ueberzeugungen. Es gab ihnen Ausdruck, indem es dem preußischen Könige die deutsche Kaiserkrone antrug.

Es wird stets ein rühmliches Zeugnis bleiben für das politische Verständnis, das trotz allem denn doch im deutschen Volke lebendig war, daß seine Vertreter sich entschlossen, diesen Schritt zu thun. Denn er geschah nicht aus Liebe oder Neigung. In den Marken des Reiches war das brandenburgisch-preußische Staatswesen emporgewachsen, ein Territorium wie andere auch, bis das Genie des großen Kurfürsten es von der deutschen auf die europäische Bühne emporhob. Aber die Rolle, die ihm jetzt zugewiesen war, und die der große Urenkel noch so mächtig erweiterte, konnte nur durchgeführt werden unter Anspannung aller Kräfte des von der Natur stiefmütterlich ausgestatteten Landes. Das strenge persönliche Regiment, wie es in Friedrich Wilhelm I. seinen vollendetsten Vertreter fand, war für dieses Staatswesen Lebens- und Existenzbedingung. Ein Beamtenstand bildete sich in ihm heraus, der in Tüchtigkeit und gewissenhafter Pflichterfüllung das Höchste leistete, der aber auch in Starrheit und Barschheit und gelegentlich in Verknöcherung der Formen kaum weniger umstritten den Preis davontrug. Das stand in grellem Gegensatz zu der bequemen Lässigkeit und der behaglichen Beschaulichkeit, die sich in der vielgestaltigen Mißwirtschaft der bunten Kleinstaaterei so ungestört hatte einnisten können. Wo überall Gebiete des westlichen und mittleren Deutschlands dem preußischen Staate angegliedert wurden, da reizte seine knappe, karge, strenge und gelegentlich auch pedantische und hochfahrende Art zu Widerspruch und Hohn, bis man

nach Jahren erkannt hatte, daß hier doch Gneisenaus Verse Wahrheit geworden waren

Begeist're du das menschliche Geschlecht
Für seine Pflicht zunächst, dann für sein Recht.

Nun war aber dieser Staat, seitdem ihn Friedrich der Große in die Reihe der Großmächte emporgehoben hatte, der einzige wirklich deutsche, der sich im Rate der Völker Gehör verschaffen konnte. Die glänzende Erhebung aus der Schmach von 1806 hatte neuerdings gezeigt, was er als Vorkämpfer Deutschlands bedeutete. In den Wiener Tagen sprachen vereinzelt patriotische Stimmen von einer Einigung Deutschlands unter preußischer Führung. Aber eben in diesen Tagen wurde Preußen betrogen um seine Hoffnungen und um den Preis seiner Siege. Seine neuen Grenzen machten es zum Markhüter im Westen wie im Osten. Es ward allen Gefahren ausgesetzt, ohne daß man ihm die Mittel gewährte, sie mit Ehren zu bestehen. Heinrich von Gagern hatte Recht, wenn er meinte, diese Gestaltung der preußischen Grenzen mache den Ehrgeiz zur Lebensluft dieses Staates. Preußen *mußte* vorwärts, und zwar auf deutschem Boden, wenn es überhaupt zu gesichertem Bestande kommen wollte. Es ward in seine deutsche Aufgabe gleichsam *hineingezwungen*. Indem kaum irgendwo deutscher Boden und deutsche Interessen verletzt werden konnten ohne einen Schnitt auch in den preußischen Leib, wurden Preußen und Deutschland politisch eins, was sie in den Tagen Friedrichs des Großen noch nicht gewesen waren.

Zuerst hat sich das bekanntlich auf wirtschaftlichem Gebiete offenbart. Der deutsche Zollverein war vor allen Dingen für Preußen eine Lebensfrage. Indem es ihn begründete, durchweg gegen die Wünsche der Bevölkerungen und unter zögernder Zustimmung der Kabinette, bewies es die unwiderstehliche Anziehungskraft, die einem großen und starken Staatswesen gegenüber kleinen politischen Gebilden gleicher Nationalität innewohnt. Preußen war doch, um das nicht gerade glückliche Bild des Baiernkönigs zu gebrauchen, der Blitz, der mitten durch Deutschland hindurchfährt.

Was die Deutschen so lange und so schmerzlich entbehrt hatten, die Möglichkeit, Geist und Thatkraft im Dienste eines nationalen Staates von größeren Verhältnissen zu bewähren, sie war ihnen durch Preußen neu gegeben. In diesem Sinne schrieb Niebuhr: „Der Staat, der sich freut, jeden Deutschen aufzunehmen, und jeden, der in ihn eintritt, als geborenen Bürger betrachtet, das ist das wahre Deutschland". Es brauchten nicht mehr Hunderte und Tausende unserer Besten in die Ferne zu ziehen, um Ehrgeiz und Thatenlust in fremden Diensten zu befriedigen. Die herrlichsten Männer verdankte Preußen der Nation. Die Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, die Stein und Hardenberg, die Motz, Maaßen, Eichhorn, auch Moltke, sie alle waren keine geborenen Preußen. Und sie waren nicht zuletzt die Träger jenes Geistes, den Boyen mit Recht in die stolzen Worte fassen konnte: „Der Preußen Losung ist die drei, Recht, Licht und Schwert". So konnte der aus dem märkischen Sande erwachsene Staat, trotz des Mangels einer constitutionellen Verfassung und trotz der Antipathie, der er in weiten Kreisen begegnete, den politisch denkenden Deutschen immer mehr als der Bürge der Zukunft erscheinen. Dem Adler Friedrichs des Großen konnte vom Fuße des Hohenzollern, aus der Heimstätte des alten Reichspartikularismus, die Mahnung zugesungen werden, die Verlassenen, Heimatlosen mit der goldenen Schwinge zu decken.

Aber Friedrich Wilhelm IV. wollte die Krone nicht annehmen aus Händen, die sie nicht zu vergeben hätten. Auch der Versuch, in der Union wenigstens Norddeutschland zu einigen, verlief im Sande. Noch einmal ward der Schwerpunkt deutscher Politik in die Eschenheimer Gasse verlegt. Eine vielfach kleinliche Reaktion versuchte alle Hoffnungen zu begraben. Da rief die Erkrankung Friedrich Wilhelms den Bruder zum Regiment. Ihm fiel die Aufgabe zu, die jener nicht hatte lösen können und wollen.

Wenn es jemals einen Preußen in echtem, aber auch im edelsten Sinne des Wortes gegeben hat, so war es Prinz Wilhelm. Er war in den Traditionen seines Staates und seiner Dynastie aufgewachsen und heimisch geworden wie nur je ein Glied der-

selben. In ihm lebte unerschütterlich die Ueberzeugung, die ja auch den historischen Hergängen durchaus entsprach, daß die Dynastie sich ihren Staat geschaffen, daß nur sie ihn erhalten könne. Aber nicht minder lebendig war in ihm auch die Tradition, daß der Herrscher nur der erste Diener seines Staates sei. „Mein fürstlicher Stand soll mich immer an die größeren Verpflichtungen, die er mir auferlegt, an die größeren Anstrengungen, die er von mir fordert, und an die größeren Versuchungen, mit denen ich zu kämpfen habe, erinnern", so heißt es im Einsegnungsgelübde des Jünglings. Lebendiger ist Kants kategorischer Imperativ nie verwirklicht worden als in dem peinlich gewissenhaften Pflichtgefühl dieses Mannes, das noch in seinem letzten Atemzuge Ausdruck gefunden hat und ihn erst mit diesem verließ. Es prägt sich in seinem öffentlichen wie in seinem privaten Leben in gleicher Weise aus. Die eigene Person hat Wilhelm I. nie etwas gegolten; ihm handelte es sich nur darum, dem Staate und seinem Volke zu dienen. So entwickelte sich in ihm jene staunenswerte Unermüdlichkeit und Pünktlichkeit, jene Strenge, Einfachheit und Schlichtheit der täglichen Lebensführung, jene Zuverlässigkeit und Wahrhaftigkeit, jene Milde, Gelassenheit und Nachsicht gegen Andere, über die bei allen, die ihm näher treten konnten, nur eine Stimme ist. „Keiner wagte, des Prinzen Privatcharakter anzutasten. Seine Ehrenhaftigkeit und aufrichtige Gradheit, die Zuverlässigkeit und aller Halbheit feindliche Entschiedenheit seiner Sinnesart wurden als seltene Eigenschaften in unserer Zeit selbst von Gegnern anerkannt", so lautet das Zeugnis eines der radikalsten Achtundvierziger, eines erbitterten Gegners des Prinzen, aus eben jenen Tagen, wo er politisch der bestgehaßte Mann war. „Nie ist nach dem Zeugnis Aller, die den König in jungen wie in älteren Jahren bedient, ein Schimpfwort oder ein Fluch über seine Lippen gekommen; nie hat einer seiner Diener ein unfreundliches oder gar verletzendes Wort aus seinem Munde gehört", so berichtet uns sein langjähriger Bibliothekar und Vorleser. Schonungslos gegen sich selbst, war er rücksichtsvoll gegen Andere. Alles Unwahre war

seiner innersten Natur zuwider, ebenso alles Tönende und Phrasenhafte. Auch seine nächsten Diener haben ihn nie ohne Beschäftigung stillsitzen sehen. Nachdem der Prinz, gehorsam gegen König und Vater, den Anforderungen des Staates eine Neigung geopfert hatte, über deren Tiefe und Reinheit wir erst seit Kurzem ganz unterrichtet sind, hat er mit der erlauchten Kaiserin Augusta eine Ehe geführt, die als Muster christlich-deutschen Familienlebens durch das Zeugnis belegt ist, das die Stadt Berlin gelegentlich der Vermählung des Kronprinzen (1857) in die Worte fasste: „Seit fast 30 Jahren haben Eure Königlichen Hoheiten Hohen und Niederen ein Vorbild gegeben, daß häusliches Glück nur in höchster sittlicher Reinheit begründet und gewahrt werden könne, und dieses Vorbild ist nicht ohne segensreiche Folgen für alle Stände geblieben". Eine wahrhaft religiöse Erziehung, auf welche die unvergeßliche Mutter, die in Gemüt und Charakter dieses Sohnes fortlebte, wohl von entscheidendem Einfluß gewesen ist, hat solche Gesinnung und Haltung begründen, stärken und festigen helfen. Zeit seines Lebens ist Kaiser Wilhelm ein frommer, aufrichtiger Christ gewesen, dem sein Glaube Seelenbedürfnis und jede irdische Ausbeutung kirchlichen Thuns aufs Tiefste verhaßt und zuwider war. In jene Ansprache ans Staatsministerium vom 8. November 1858, die ausschließlich und allein aus des Regenten Kopf und Feder entsprungen ist, nahm er den Satz auf: „Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven, wo es es nur möglich ist", ein glänzendes Zeugnis für das Bedürfnis nach Wahrhaftigkeit, das in des Fürsten Brust lebte.

Aber wenn ihm so Tugenden eigen und zu zwangloser, harmonischer Uebung entfaltet waren, die in der Schätzung deutscher Männer stets als die vornehmsten und edelsten gegolten haben, so kamen sie unter dem Einfluß preußischer Ueberlieferung an mehr als einem Punkte in Formen zur Erscheinung, die den Mitlebenden fremd und unverständlich, ihren Idealen widerstreitend waren. Nach Neigung und Anlage war Kaiser Wilhelm vor allem Soldat.

Auf militärischem Gebiete lag die Stärke seines Könnens, das Ziel seines Ehrgeizes. Daß die preußische Armee sich nach 1815 im wesentlichen auf der errungenen Höhe erhielt, daran hat er getreulich und erfolgreich mitgearbeitet; daß sie fünfzig Jahre nach Belle-Alliance die erste Europas war, das ist in der Hauptsache sein Verdienst. Er wußte, das Preußens Macht auf Preußens Heer beruhte, und hat für die Armee mit einer Sorgfalt und Liebe gearbeitet, die Nachlassen und Ermüdung nicht kannte. Da hatte er Sinn für das Kleinste und Größte; und das Werkzeug geschaffen zu haben, mit dem Deutschlands Einheit hergestellt werden sollte, kann Keinem mit gleichem Rechte nachgerühmt werden wie ihm. Aber das Verständnis für diese Leistungen ist der großen Mehrzahl der deutschen Zeitgenossen erst aufgegangen unter dem Donner der Schlachten. Eine Generation, die sich gewöhnt hatte, militärische Zucht und Disziplin als Zopf und Gamaschendienst zu bekritteln, nahm nur zu leicht Anstoß an preußischem Soldatengeist. Einer Auffassung, die deutsche Einheit zu erringen hoffte durch die Begeisterung von Schützen-, Turner- und Sängervereinen, stand die Geringschätzung aller Freischaarenthätigkeit, die Wilhelm I. vertrat, diametral gegenüber. Ihm schien durch die preußische Heeresorganisation jeder Freiwilligkeit und jedem anerkennenswerten guten Willen schon im Voraus der richtige Platz im Heere angewiesen, und die Schlagfertigkeit des Staates wollte er nicht abhängig wissen von auflodernder Begeisterung, sondern von Pflicht, Ausdauer und Zucht. Vor allem aber war ihm das Hineinziehen der Wehrkraft in die Kompetenz der Parlamente zuwider. Einer Zeit, die gar zu gern der bewaffneten Macht den Eid auf die Verfassung auferlegt hätte, trat er schroff mit der Forderung entgegen, daß der Offizier kein Staatsbeamter sei und der Soldat durch nichts gebunden als durch den Fahneneid für den Kriegsherrn. Daß einem solchen Manne jede Empfindung fehlte für den Zauber der Revolution, der weite Kreise erfüllte, ist verständlich. Ihm war es fast ein Glaubenssatz, daß Insurgenten nie reguläre Truppen besiegen könnten. In Olmütz richtete er 1853 ernste

Worte an die Offiziere seines ungarischen Infanterieregiments wegen ihres Verhaltens während des Aufstandes. Er war in der That der verkörperte Haß gegen die Revolution, und dieser Charakterzug war es, der ihm im Verein mit seiner militärischen Schneidigkeit in den Jahren der Unruhen den Namen des Kartätschenprinzen eintrug.

Nach dem Tode des Bruders hat Wilhelm I. die Worte gesprochen: „Gott ist mein Zeuge, daß ich nie geglaubt habe, ihm auf dem Throne folgen zu müssen". Zu politischem Handeln hatte der neue König sich nie gedrängt, nach politischem Einfluß nie gegeizt. Aber es war selbstverständlich, daß er in diesen Dingen die Anschauungen seines Hauses, speziell die des Vaters und Bruders teilte. Seinem Charakter entsprechend hat er ihnen gelegentlich noch entschiedener als jene Ausdruck gegeben. In den Beratungen über die Berufung eines allgemeinen Landtags hat er sich nur schwer von der Notwendigkeit dieser Maßregel überzeugen lassen und mit Nachdruck betont, daß die Macht der Krone nicht geschmälert werden dürfe zu Gunsten dieser Versammlung. Vor allem fand er das Heer gefährdet. Man werde seine Ausstattung beschränken. Die Presse, die sich in Angriffen gegen das Militär gefalle, werde Gehör finden; von welchen Gefühlen müsse dann der Offizier beschlichen werden; er könne weder Freudigkeit noch Mut zu einem Berufe haben, den man täglich an den Pranger stelle. Er stimmte dem folgenschweren Beschlusse, den die 16gliedrige Kommission gegen die alleinigen Stimmen der beiden Rochow faßte, zu, fand aber doch Anlaß, seine Bedenken zum Schluß noch in die Worte zu kleiden: „Ein neues Preußen wird sich bilden. Das alte geht mit Publizierung dieses Gesetzes zu Grabe! Möge das neue so erhaben und groß werden, wie das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist." Als die Herrenkurie des vereinigten Landtags zusammentrat, gab er „als erster Unterthan des Königs, als vermöge des Vertrauens sein erster Ratgeber" die Erklärung ab: „Aber eine Voraussetzung haben wir gehabt, als diese Verordnungen beraten wurden: Daß sie, die zum Besten des Vaterlandes

gegeben wurden, Freiheiten und Rechte der Stände niemals auf Kosten der Rechte und Freiheiten der Krone gewähren sollten".

Bei beiden Brüdern wurzelten diese Anschauungen in der Ueberzeugung, daß die Krone von Gott verliehen, daß man dem Herrn für sie verantwortlich sei. König Wilhelm hat diesem Glauben wiederholt, am unzweideutigsten bei seiner Krönung Ausdruck gegeben: „Von Gottes Gnade tragen Preußens Könige seit 160 Jahren die Krone. Von Gott habe ich die Krone empfangen, sie von Gottes Tisch genommen und sie auf mein Haupt gesetzt, auf daß ich sie in Demut trage, weil er sie mir verliehen." Daß dieser Glaube bei ihm nicht aus irgendwelchem Hochmut, sondern aus dem Gefühl der Verantwortlichkeit und der gehorsamen Ergebung in Gottes Ratschluß und Willen floß, darüber hat er auch keinen Zweifel gelassen, aber das konnte nicht hindern, daß er zu den Zeitmeinungen in scharfen Gegensatz geriet. Eine Generation, die dem ersten Paragraphen des österreichischen Verfassungsentwurfs 1848 die Fassung gab: „Alle Staatsgewalten gehen vom Volke aus", die in Frankfurt dem erblichen Kaiser das Vetorecht versagte, die selbst in der preußischen Nationalversammlung in den einleitenden Worten der Verfassung den Titel „Von Gottes Gnaden" strich, konnte kein Verständnis haben für die altchristliche und wohlbegründete Auffassung, daß der Regent vor allem Gott verbunden und verantwortlich sei. So erschien Prinz Wilhelm als Vertreter starr konservativer, ja reaktionärer Anschauungen, die in Widerspruch standen zu den Ueberzeugungen der überwältigenden Mehrheit der deutschen Nation, und in weiten Kreisen setzte sich die Vorstellung fest, daß ihm das Verständnis fehle für das, was dem deutschen Volke notthue.

Und doch sollte nun gerade dieser Mann berufen sein, die deutsche Frage zu lösen und seinen preußischen Staat und das neue deutsche Reich hinüberzuführen in die Bahnen gesunden verfassungsmäßigen Lebens. Daß das möglich gewesen ist, das verdanken wir vor allem dem Charakter Kaiser Wilhelms, seiner Wahrhaftigkeit und seiner Festigkeit, seiner Entschiedenheit und

Gewissenhaftigkeit, der Klarheit und Redlichkeit seines Wollens und seiner unermüdlichen Arbeits- und Thatkraft. Sobald die neuen Grundlagen des Staatslebens unwiderruflich gegeben waren, hat er mit keinen andern ernstlich mehr gerechnet. „Die konstitutionelle Monarchie ist die Regierungsform, welche unser König zu geben uns vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem ihm offen vorliegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist. Dies ist die Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes, vor allem also die meinige als des ersten Unterthanen des Königs". Diese bei seinem Eintritt in die preußische Nationalversammlung im Juni 1848 vom Prinzen abgegebene Erklärung läßt erkennen, was ihm Pflicht und Gewissen vorschrieben. Ihnen hat er getreulich nachgelebt. Als in den parlamentarischen Kämpfen der fünfziger Jahre Manchem die preußische Verfassung bedroht schien, da richteten sich die Blicke Vieler vertrauensvoll auf ihn, von dem damals der englische Prinz-Gemahl schrieb, daß seine „bekannte Loyalität des Charakters den Deutschen als Typus ihres ältesten Wahlspruchs „Ein Wort, ein Mann" vorschwebe". Einen harten Stand hatte seine Treue in der Konfliktszeit. Fast noch lebhafter und entschiedener als er die Notwendigkeit und Berechtigung der Heeresreform verfocht, bestritt er alle Versuche, wo immer er sie auch nur witterte und vermutete, die Macht der Landesvertretung zu erweitern auf Kosten der Krone. In diese Zeit und in diese Tendenz gehören die schärfsten Aeußerungen, die überhaupt aus des Kaisers Feder und Munde geflossen sind. Gleichwohl hat er dem Rate derer nicht folgen mögen, die nach den glänzenden Erfolgen von 1866 die Zeit gekommen wähnten, die parlamentarischen Rechte zu beschränken. Der Weisheit und Besonnenheit, der Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit Kaiser Wilhelms I. verdanken wir es, wenn heute in Staat und Reich die neuen verfassungsmäßigen Formen in lebendiger und fruchtbarer Uebung sind, und alle Besonnenen sie als die Grundlagen unserer nationalen Wohlfahrt anerkennen.

Aber die eigentliche Frage, mit deren Lösung Preußen stehen oder fallen mußte, war die deutsche. Trotz 1813, trotz des großen Friedrich und des großen Kurfürsten konnte Preußen eine weltgeschichtliche Bedeutung nur erlangen, wenn es sich zu Deutschland erweiterte. Es ist noch in diesen Tagen wieder erinnert worden an unseres ersten Reichskanzlers Worte: „Mein alter Herr, Kaiser Wilhelm I., war nicht für deutsch-nationale Gedanken erzogen, nicht in diesen aufgewachsen, aber das angeborene deutsche Gefühl hat ihn nie verlassen. Nur allmählich und langsam durfte man ihm den Weg zeigen, den er zu gehen hatte, um zu der Stelle zu gelangen, in der er gestorben ist". Historische Forschung wird kaum in die Lage kommen, diese Auslassung als unzutreffend zurückzuweisen, aber man würde doch fehlgreifen, wollte man aus ihr heraushören, daß König Wilhelm von sich aus ein Verständnis für Preußens deutsche Aufgabe nicht gehabt habe. Ueber die vom Frankfurter Parlament angebotene Kaiserkrone dachte er allerdings genau wie der Bruder. Eigenhändig hat er der betreffenden Eintragung in seinem Erinnerungskalender das Wort „unannehmbar" hinzugefügt. Aber Aeußerungen aus den unmittelbar folgenden Monaten zeigen doch, daß er die Dinge anders ansah als Friedrich Wilhelm IV., der Oesterreich die erbliche Kaiserwürde, sich selbst aber das Erzreichsfeldherrnamt zudachte. Er war überzeugt, daß Preußen an die Spitze Deutschlands kommen müsse; das liege in seiner ganzen Geschichte. Es war ihm auch klar, daß das nicht ohne einen Waffengang geschehen werde. „Das Reich wird kommen, aber nur durch Thaten". Die Demütigung von Olmütz hat im Prinzen doch einen schärferen Stachel zurückgelassen als im Könige. Der Prinzregent trat 1859 offen mit dem Anspruch auf Preußens militärische Führung in Deutschland hervor; daß Oesterreich Frieden schloß, um das zu verhindern, blieb dem Kaiserstaate unvergessen. Daß Preußens Interessen die Deutschlands seien, daß es einen wirklichen Gegensatz zwischen beiden nicht geben könne, sprach der Krönungserlaß deutlich genug aus, blieb Regel und Richtschnur der Politik des Königs. Schon in einer seiner ersten Thronreden als Prinz-

regent hatte er Anlaß genommen zu betonen, daß „die Bemühungen seiner Regierung fortdauernd darauf gerichtet seien, die unter dem Scepter des Königs von Dänemark stehenden deutschen Herzogtümer endlich in der vollen Uebung derjenigen Rechte zu sehen, auf welche ihnen die Gesetze des Bundes und die seiner Zeit zwischen dem deutschen Bunde und dem Kopenhagener Kabinet getroffenen Vereinbarungen einen wohlbegründeten Anspruch verliehen". So zog der König, nachdem Bismarck an die Spitze des Ministeriums getreten war, in den Kampf um die Nordmark, deren heldenmütiges Ringen mit dem dänischen Bedränger sie längst zum Schmerzenskinde des deutschen Patriotismus gemacht hatte. Schwerer ward es ihm doch, mit Oesterreich zu brechen, an das Jahrhunderte alte Bande fesselten. Erst als er sich völlig davon überzeugt hatte, daß Oesterreichs Politik auf das Zurückdrängen Preußens in Deutschland gerichtet war, daß man an der Donau in Preußen noch immer den Emporkömmling sah, den Staat, der einmal das große Loos gewonnen und sich dauernd darauf einrichte, entschloß er sich zum Kriege mit der alten Vormacht des römischen Reiches deutscher Nation. Daß er an dem gefaßten Entschlusse, dem Entschlusse zum „Bruderkriege", festhielt trotz aller Bitten, Mahnungen und Warnungen, die von Hoch und Nieder, von allen Seiten und in allen Tonarten, aus dem Volke und aus den Vertretungen, auch von treuen Freunden und bewährten Gesinnungsgenossen, auf ihn einstürmten, das beweist die Stärke des Willens, der in dieser Brust lebte, wenn einmal die Einsicht ihr Urteil gesprochen hatte. Als eine Sühne erscheint diesem Feldzuge gegenüber jener gegen den Erbfeind, der glänzend darthun sollte, daß Deutschland in Preußen und seinem Könige den rechten Führer gefunden.

Nach drei Kriegen, wie sie glorreicher die Geschichte kaum gesehen, erstand im Prunksaale Ludwigs XIV. das deutsche Kaisertum. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Mann, der es erneuerte, als neunjähriger Knabe vor dem französischen Gewaltherrscher unter den Unbilden eines rauhen Winters in den äußersten Winkel des väterlichen Reiches hatte fliehen müssen, so kann auch

dem Blödesten nicht entgehen, daß die Geschichte eine Vergeltung kennt. Ludwig XIV., Napoleon, Kaiser Wilhelm, der innere Zusammenhang, der zwischen diesen drei historischen Erscheinungen besteht, sie sind dem Denkenden ein sprechender Beleg, daß die geistigen und sittlichen, nicht die materiellen Kräfte über die Geschicke der Völker entscheiden.

Nur in engen Kreisen ist außerhalb Deutschlands das neue Reich mit aufrichtiger Freude begrüßt worden. Durch Europa ging das unbehagliche Gefühl, daß in das politische Leben des Erdteils ein neuer bedeutungsvoller, aber unberechenbarer Faktor eingeführt worden sei. Man erinnerte sich, was das römisch-deutsche Reich der mittelalterlichen Kaiser gewesen war. An den Grenzen, in Oesterreich und der Schweiz, in Luxemburg, Holland und Belgien, in den baltischen Provinzen, gedachte man, ganz vereinzelt mit Hoffnungen, weit überwiegend aber in banger Spannung, daß man selbst einst zum Reiche gehört habe. In Dänemark glaubte man, mit seiner beherrschenden Lage zwischen Nord- und Ostsee der Begehrlichkeit des kriegsgewaltigen Nachbarn nicht entgehen zu können. Alle diese Befürchtungen und Erwartungen, zahllose teils boshafte, teils ehrlich geglaubte Prophezeihungen hat Kaiser Wilhelms Friedenspolitik zu Schanden gemacht. Die Wunden, die den Feinden geschlagen waren, hatte eine weise Staatskunst nicht tiefer werden lassen, als daß ihr Vernarben von der Zeit erwartet werden konnte. Zum österreichischen Kaiserstaate ward bald ein Verhältnis geschaffen, das die verlorenen Beziehungen zum alten deutschen Reichs- und Staatswesen in vollem Umfange ersetzte. An die Stelle des einst von den Großdeutschen gepriesenen und erstrebten 70 Millionen-Reiches trat auf festerer und gesunderer Grundlage ein völkerrechtlicher Bund, in dem gegen 100 Millionen Bewohner Mitteleuropas zum Schutze ihrer Rechte und Interessen zusammenstehen. Ihnen hat sich Italien angeschlossen. Die Mitte des Erdteils, deren Schwäche und Zerrissenheit so oft Ursache verwüstender Kriege geworden sind, ist befriedigt und stark und in diesem Stande ein festes Bollwerk der Ruhe. Das neue deutsche Reich hat sich als ein

Friedensfaktor erwiesen, wie er gewichtiger noch nie in der europäischen Politik wirksam war. Eine Friedensperiode wie die der letzten 26 Jahre haben Mittel- und Westeuropa noch nicht erlebt. Allerdings war ihre sonnige Helle nie ohne den störenden Schatten, der von der unheimlichen Wolke gekränkter französischer Nationaleitelkeit ausging. Aber wer möchte behaupten, daß auch unsere westlichen Nachbarn nicht einmal sollten einsehen lernen, daß Frankreich Frankreich geblieben ist auch ohne Straßburg und Metz, und daß es noch andere Aufgaben zu lösen hat, als unablässig in das Loch an den Vogesen zu starren. Zu der Achtung vor seiner Stärke hat Kaiser Wilhelms Politik dem neuen Reiche Vertrauen in seine Absichten erworben, und so ausgestattet wird es seinen Weg in der europäischen Staatenwelt auch unter Führern finden, die des persönlichen Gewichts seiner großen Begründer entraten müssen.

Noch mehr aber als die äußere Sicherung danken wir den 17 Friedensjahren Kaiser Wilhelms, die dem Jahrzehnt der Unruhen und Kriege noch folgen durften, die unvergleichlich rasche innere Festigung und Ausgestaltung des Reiches. Kaum ein wichtigeres Gebiet der Gesetzgebung blieb unberührt von der fördernden und bessernden Einwirkung der centralen Organe. Zu der politischen Einigung trat die volle wirtschaftliche; zu der rechtlichen, die uns jetzt gesichert ist, ward der feste Grund gelegt. Einen ungeahnten Aufschwung nahm unser Verkehrsleben. Auf dem Meere arbeiteten wir uns zur ersten Stellung nach England empor; die einheimischen Verkehrsmittel entwickelten sich zu einer Vollendung, die keinen Vergleich mehr zu scheuen hat. Mächtig schwoll unsere Bevölkerung an; das zur Zeit des Krieges gleich gut bewohnte Frankreich blieb weit zurück. Wenn damals England und Frankreich als die Länder galten, in denen allein es große und glänzende Städte geben könne, so ist Deutschland heute in diesem Punkte — zum Teil infolge seiner föderativen Verhältnisse — ihnen fast überlegen, eine Errungenschaft, die allerdings auch ihre bedenkliche Kehrseite hat. Rascher noch als die Zahl ist fast überall der Wohl-

stand der Bevölkerung gewachsen und mit ihm die Lebenshaltung aller Klassen. Mit dem Reich sind die Einzelstaaten emporgeblüht und haben für fast alle Zweige der Kultur Unvergleichliches leisten können. Wer möchte sich heute noch in Staat und Gemeinde, im öffentlichen und privaten Dasein in die engen Verhältnisse von 1866 oder 70 zurückversetzt sehen! Für die europäischen Völker ist das letzte Vierteljahrhundert eine Zeit raschen Fortschritts gewesen, für keins in dem Tempo wie für uns Deutsche.

Breit, fast möchte man sagen, zu breit, drängt sich in den Vordergrund des allgemeinen Interesses die soziale Frage. Ihre Lösung zuerst durch eine entsprechende Gesetzgebung in größerem Maßstabe zu versuchen, war dem neuen deutschen Reiche beschieden. Von jeher hat sich Wilhelms I. warmes menschliches Gefühl in einer lebhaften Teilnahme für die Lage seiner minder begüterten Unterthanen offenbart. Schon in den 20er Jahren war er der Meinung, daß die reicheren Klassen und die höher besoldeten Beamten zur Erleichterung des Volkes mehr heranzuziehen seien. Wir haben Bismarcks Worte aus der Zeit der Attentate: „Niemals hat ein Mensch gelebt, dessen Charakter bescheidener, edler, menschlicher war als der des Kaisers. Nie in seinem Leben hat er einem Menschen unrecht gethan, nie die Empfindungen eines Andern verletzt, nie einen Andern hart behandelt. Er ist einer von den Menschen, deren Güte die Herzen gewinnt; er ist unablässig mit dem Glück und dem Wohlergehen seiner Unterthanen und seiner Umgebung beschäftigt. Es ist gar nicht möglich, sich das Urbild eines Edelmannes zu denken, das schöner, edler, liebenswerter und wohlthätiger wäre, geschmückt mit allen hohen Eigenschaften eines Fürsten und allen Tugenden eines Menschen". Und doch mußte dieser Edle und Gute es erleben, daß ruchlose Mörder die Hand gegen ihn erhoben in dem Wahne, damit eine befreiende That zu thun für das Volk. Der von Schrotschüssen zerfetzte 80jährige Kaiser wird in unserer Geschichte stets ein trauriges Denkmal bleiben, wohin politischer Wahnwitz selbst deutsche Gemüter führen kann. Die Unthaten wurden Anlaß zu scharfen Repressivmaßregeln, aber auch zu jener bedeutungs-

vollen Botschaft, mit welcher der Kaiser die sozialpolitische Gesetzgebung einleitete. Wenn diese nicht im Stande war, die Unzufriedenheit zu stillen oder auch nur einzudämmen, so haben wir uns in der Beurteilung dieser Thatsache doch zu vergegenwärtigen, daß es sich um Erscheinungen handelt, von denen kein Volk europäischer Kultur frei geblieben ist, die leider, doch aber auch verständlich genug, so gut wie unzertrennlich verknüpft sind mit Form wie Inhalt unserer modernen Civilisation. Wir haben uns auch zu vergegenwärtigen, daß die allgemeine Bewegungs- und Handlungsfreiheit unserer Tage vielfach Stimmungen und Strömungen an die Oberfläche fördert und Jedermann erkennbar macht, die vordem verborgen blieben. Wie auch immer, so weit es möglich ist, die soziale Frage zu lösen, kann sie nur gelöst werden in den Bahnen, die unser erster Kaiser gewiesen hat, und auf denen Deutschland voranschreitet, durch eine vorsichtige und besonnene, aber auch entschlossene soziale Gesetzgebung. Besonders aber haben wir auch hier Anlaß, uns des Bismarck'schen Wortes zu erinnern, daß der Deutsche Gott fürchtet und sonst nichts auf der Welt, also auch nicht den Umsturz.

Die bewegte und wechselvolle Arbeit, wie sie in den Friedensjahren unter des Kaisers Leitung Leben und Thätigkeit auf allen Gebieten förderte und weckte, hat — und dessen sollen wir heute besonders freudig gedenken — den Reichs- und Einheitsgedanken mächtig gefördert und gefestigt. Still und unvermerkt hat er sich in die Seelen gesenkt, sich eingeschlichen auch bei den Widerstrebenden. Anders haben möchte das Reich mancher (wann hätten Deutsche alles daheim loben mögen? und es wäre ja auch gar nicht einmal zu wünschen, daß sie es thäten), entbehren oder gar zerstören möchte es doch keiner. Es ist ja der Boden geworden, auf dem alle die verschiedenen Parteien, und besonders die großen Oppositionsparteien, erst möglich sind, ohne den sie in das frühere Nichts zurückversinken würden. Unentwirrbar sind heute die deutschen Stämme in einander geflochten und durch tausend Fäden verbunden. Wie unendlich viel günstiger stehen durch Kaiser Wil-

helms Thätigkeit die Aussichten deutscher Einheit und Macht heute als vor einem Menschenalter. Der monarchische Gedanke, in dem allein uns Heil werden kann, wie viel fester ist er heute gewurzelt in den Herzen unseres Volkes, als da König Wilhelm die Zügel der Regierung ergriff! In wie viel weitere Kreise ist heute die Ueberzeugung gedrungen, die Wilhelm I. mit überlegener Einsicht und unentwegter Festigkeit vertrat, daß Deutschland wie einst Preußen nicht bestehen kann ohne ein leistungsfähiges Heer, daß auch für Deutschland Friedrichs des Großen toujours en vedette gilt, und daß bei uns Volk und Heer eins sind und eins sein und bleiben müssen. Und wenn wir auch nicht übersehen können und dürfen, daß manche Strebungen und Richtungen, die in den Tagen unserer glänzenden Erhebung überwunden schienen, sich in einer matteren Zeit wieder unbequem bemerklich machen, so darf uns das den Glauben an unsere Zukunft nicht erschüttern. Der Name Deutschland erweckt, vom Fels zum Meer, heute doch einen andern Widerhall als vor vierzig Jahren. Die Wege der Völker wie die der Einzelnen gehen nicht immer aufwärts. Daß ein aus tausendjähriger Geschichte, durch Wechselfälle sonder Gleichen in solcher Herrlichkeit entstandener nationaler Staat in einem oder wenigen Menschenaltern wieder zusammenbrechen sollte, ist ein Gedanke, der aller weltgeschichtlichen Entwickelung Hohn spricht. Nie war ein Vergleich verfehlter als der mit dem ehernen Koloß auf thönernen Füßen, und bittere Enttäuschung würde erleben, wer abermals mit unserer Uneinigkeit rechnen wollte. „Es war schwere Arbeit, es zusammenzubringen, es wird noch schwerer sein, es zu trennen", sagte unser Alter in Friedrichsruh. Wir werden nicht nur bestehen, wir werden auch den neuen Aufgaben gewachsen sein, die unsere Weltstellung mit sich bringt. Kaiser Wilhelm I. hat uns übers Meer geführt und den Anfang eines transoceanischen Deutschland geschaffen. Wir werden diese Bahnen mit nicht geringerer Ehre wandeln, als sie einst ein schwacher Kranz von Städten, die deutsche Hansa, auf dem Meere davontrug. Gleich Kaiser Wilhelm den Blick auf das Ganze richtend, alle eigennützigen Sonder-

interessen, wo sie sich regen, bekämpfend, müssen und werden wir immer mehr lernen, in Hingebung an das gemeinsame Vaterland des Kaisers Vermächtnis zu wahren und zu mehren. Daß er aus dem Leben scheiden durfte, nachdem in der Abstimmung über die Landsturmvorlage Zeugnis abgelegt worden war über die Wertschätzung seines Werkes, soll uns ein freudiges Wahrzeichen sein.

Weite und nicht die schlechtesten Kreise unseres Volkes sind in den letzten Jahren wiederholt von der schmerzlichen und peinlichen Empfindung bewegt worden, als werde versucht, die Gestalt unseres Heldenkaisers emporzuheben auf Kosten seiner genialen und treuen Diener und Ratgeber. So berechtigt die Abwehr aller derartigen Bestrebungen ist, so darf sie sich nie verleiten lassen, Größe und Bedeutung Kaiser Wilhelms I. nicht in vollem Umfange zu würdigen. Unvergleichlich reich ist unsere Geschichte an starken, willenskräftigen Charakteren, an selbständigen, eigenartig ausgebildeten Naturen. Dieser Reichtum ist ihr oft verhängnisvoll geworden und hat unzählig oft Deutsche gegen Deutsche ins Feld geführt. Aber in den Zeiten allgemeiner Erhebung, großer nationaler Gedanken hat er uns eine Fülle thatenlustiger und thatkräftiger Männer gesichert, die uns, obwohl selten ohne starke Reibungen, glänzende Erfolge errangen. Die großen Wendepunkte unserer Geschichte sind durch Doppelgestirne gekennzeichnet (Luther und Melanchthon, Goethe und Schiller, Blücher und Gneisenau), die eng verbunden in dichtem Kranze starker Mitstreber und Werkgenossen leuchtend stehen und sich deutschem Vorstellungskreise unauslöschlich eingeprägt haben. So werden auch dem deutschen Volke Kaiser Wilhelm I., Bismarck und Moltke stets unzertrennlich verbunden erscheinen, umgeben von der reichen Schar fähiger und williger Helfer, die zum Gelingen beitrugen. Historische Forschung mag sich abmühen, die Einzelnen zu wägen und zu werten, sie wird an der Thatsache nichts ändern können, daß ihr gemeinsames Werk dasteht wie aus einem Guß. Das ist ja wohl deutsche Art, daß sie das Bedürfnis hat, die Dinge nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Gemüte zu erfassen. Unsere

Herzen haben eine helle Freude über das neid- und selbstlose Zusammenwirken solcher Männer, und sie werden sich diese Freude nicht rauben lassen, so lange sie deutsch schlagen. Kaiser Wilhelm I. aber werden wir stets das glänzende Verdienst zuerkennen müssen, daß er seine Diener zu finden verstand, ihren Rat zu hören, mit ihnen zu arbeiten und die Verantwortung mit ihnen zu teilen. Welch feines Verständnis er für den Wert der Persönlichkeit hatte, das beweist eine Aeußerung schon aus den 20er Jahren, mit der er, der Zurückhaltende, das herrschende Regierungssystem kritisierte: „Immer Stellen für Menschen und nie Menschen für Stellen". Stets hat er betont, daß man Preußens materieller Schwäche durch intellektuelle Kräfte aufhelfen müsse. Moltke hat er, um Bismarcks Ausdruck zu gebrauchen, recht eigentlich „erfunden". Am 23. Oktober 1857 übernahm er die Stellvertretung des kranken Bruders, am 29. ernannte er den Adjutanten seines Sohnes, Helmuth von Moltke, zum Chef des Generalstabes. Sein strenges Pflichtgefühl und sein peinlicher Gerechtigkeitssinn haben ihm unter all den Einflüssen, die sich an einen Monarchen herandrängen, sicher den rechten Weg gezeigt. Er gewährte Jedem Raum in seinem Wirkungskreise und versuchte nie, einen durch den andern zu kontrollieren oder zu korrigieren. Gegenüber Gerüchten, die weit verbreitet waren, hat er ausdrücklich erklärt, daß er nur mit Bismarck und nie mit Manteuffel über politische Dinge gesprochen habe, abgesehen von den Fällen, wo der General zu politischen Sendungen gebraucht wurde. So ist in Regierungsangelegenheiten nie eine Persönlichkeit in seiner Umgebung aufgekommen, auf die irgendwie die Bezeichnung eines Günstlings oder auch nur eines Vertrauten paßte. Eine beispiellose Hingebung und Liebe aller seiner Diener, vom höchsten bis zum niedersten, war der schöne Lohn dieses Edelsinns. Speziell zum Gewaltigsten der Recken, die ihn umstanden, hat sich, je länger, um so mehr, ein Verhältnis herausgebildet, dessen Beide nur mit danküberströmendem Herzen gedenken konnten. Wir wollen uns dies schöne, reine Bild nicht trüben lassen, sondern uns freuen, daß in der Erinnerung an das Wiedererstehen unseres

Reichs vor allem andern seines ersten Kaisers sittliche Größe zu Herz und Gemüt spricht. Ein reiner Mann, eine reine That!

Als heute vor einem Jahrhundert unser erster wirklich deutscher Kaiser das Licht der Welt erblickte, da waren wenige Jahre verflossen, seit Schiller, der Dichter der Klassicität und Humanität, in seiner Jenenser Antrittsrede die Meinung ausgesprochen hatte, „das Schattenbild des römischen Imperators, das sich diesseit der Apenninen erhalten, leiste der Welt jetzt unendlich mehr Gutes als sein schreckhaftes Urbild im alten Rom, denn es halte ein nützliches Staatensystem durch Eintracht zusammen". Der zukünftige Kaiser stand noch im Knabenalter, als Freiherr von Stein im russischen Exil aus gebrochenem Herzen die schmerzerfüllten Worte fand: „Wer sein Vaterland verloren hat, der ist notwendig ein Abenteurer". So gut wie irgend eine Nation in Europa dürfen wir noch heute von uns sagen, daß wir ein Volk von humaner und klassischer Bildung sind, und doch trennt uns eine gähnende Kluft von jenen Zeiten und Anschauungen. Keine Brücke aber, die herüber führte, erwies sich so fest und so gangbar, wie das 90jährige wechselvolle, doch fleckenlose Leben unseres ersten Kaisers. Seine hohe, beherrschende Gestalt, seine edle, mannhafte Persönlichkeit, sein wie greisender Wein frisch blühendes Alter stehen leuchtend vor unser Aller Auge. Dankerfüllten Herzens gedenken wir seiner und des Herrn, der ihn uns erwachsen ließ. Ihm Treue mit Treue zu vergelten und sein Werk nicht sinken zu lassen, das ist das stille Gelübde, das in dieser Stunde uns alle bewegt. Nicht nur der religiöse, sondern auch der politische und nationale Glaube kann Berge versetzen. Lassen wir uns diesen Glauben nicht nehmen und nicht schwächen. Nehmen wir unsere Helden zum Vorbild und scharen wir uns um unsern allerhöchsten Herrn mit dem Rufe: „Hie gut deutsch allewege! Hie Kaiser und Reich".